

# Die deutsche Blume

Durch ihren Mund von deutschem Land und Volke tut sie kund

Nr. 24

Sonderbeilage der N. Presse Württemberg

1934

## Altheilige Zeiten: Die Zwölften / Von Hans Reyhing

Es ist eine wunderbare Zeit so um Weihnacht herum. Das Menschenherz ist voller Erwartungen und Hoffnungen, das Haus voller Geheimnisse und die Luft um uns her voller Wunder. Vom liebewarmen Mittelpunkt der Weihnachtszeit vom Christbaum fällt ein mildes Licht in alle Herzen und weckt in ihnen jene Reichtigkeit des Gemüts, die Flügel gibt und diese Tage so belebend macht. Nicht nur das Christkindlein steigt um fernem Kindern aus himmlischen Höhen herab und schenkt ihnen, was ihr Herz erstreut auch die Erwachsenen fühlen sich wohlgevoll umwoben und seit alters schon geheimnisvoll erkauert und in der Christnacht soll nach alter Sage und nach altem Glauben die Natur ein weites Mal sprossen, sollen nachts 12 Uhr Apfelbäume blühen und bis zum Morgen Früchte reifen, sollen Brunnen wunderbarer Weisheit spenden, solche Wunderbäume deren Blüte und Frucht aber nur Menschen reinen Herzens sehen können, stehen da und dort im deutschen Land. Einer soll bei Vöhr am Main in Unterfranken stehen, aber auch im württembergischen Frankenland, z. B. bei Gerabronn, soll er Kameraden haben und in der Badnanger, Ellwanger und Rünzelsauer Gegend sollen Brunnen springen die beim Zwölftagsfest in der heiligen Nacht Wein spenden, darnach aber heilkräftiges Wasser für Mensch und Vieh.

In des Wunderbaren ist noch nicht genug. Sogar das Vieh soll in dieser Nacht reden und auf den Kutzen liegend und wie in Verückung nach oben blickend die Zukunft künden. Ludwig Bechstein der keine Märchen erzählt weiß aus dem Frankenlande folgende schöne Probe wunderbarer Viehunterredung in der Christnacht mitzuteilen: Es war ein Bauer im Dorle Hudenheim, etliche Stunden von Rastatthausen, der war neugierig mocht gar zu gern wissen, was für einen Dickfuß das Vieh in der Christnacht führen würde und barg sich unter der Krippe und lauschte. Wie die Glocke zwölf schlug, so tat ein Ochse sein Maul auf und sprach zum Nachbarochsen: Du heut' aber acht Tage wird unler Herr sterben. Da antwortete der andere: Du das geschicht ihm recht, dem Viehstinder! — Und da hing der ganze Stall an, vor Freude zu brüllen, aber weil die Uhr schon ausgeschlagen hatte, so hörte und verstand er nichts weiter als: Juhu, ju! ju, juhul — Nun war aber der besagte Bauer selbst der Herr und hatte genug gehört und verstanden ...

Das ist Aberglaube und dummes Zeug! jagt der kluge Mensch von heute, und er hat scheinbar recht — und doch nicht. Es gibt manchen ausgetrockneten Flußlauf, unter dem in der verborgenen Tiefe Wasser rinnt. Nur der sieht es, der darnach gräbt. So ist auch das was der oberflächliche Beschauer und Urteiler „dummes Zeug“ und „Aberglaube“ nennt, einem ausgetrockneten toten Flußbett gleich, darunter in der Tiefe ein lebendiger Wasserlauf caucht. Wir müssen hier aber recht tief hinuntergraben.

Es blüht wahrhaftig aus dem todbringenden Schnee heraus wie ein lebendiges Weihnachtswunder die Christ- oder Schneerose, und die roten Beeren der Stachelpalme leuchten auch hunkelrot in den schneebedeckten weihnachtlichen Tann hinein. Es klingt so wunderbar — das Lied: „Es ist ein Kof entsprungen, von einer Wurzel jart.“ Und diese Kof entsprang mitten im kalten Winter“ wie es in dem Liede heißt, und so wird eine ahnungsvolle Stimmung von Wunderbarem und Geheimnisvollem geklärt. Aber das allein könnte den Glauben an die Weihnachtswunder nicht erklären. Die Sache liegt tiefer. Dieser Weihnachtswunderglaube, dieser den siebenmal Gescheiten so verächtliche „dumme Zeug“ und dieser „Aberglaube“ sind gar nichts anderes als Kunde aus dem Morgenrötegrau der Vorzeit, als unler Ahnen noch ihre alten Götter anbeteten und als dann der erste milde Strahl vom Lichte des Christentums in die dichten Wälder unserer Heimat fiel und das deutsche Gemüt traf, das dem Wunderbaren gerne sein aufgehendes Licht leihet und den Raunenden Blick. Der Anfang der christlichen Zeit in unserem Lande gab seinen Schnitt und seinen Riß in das Äußere und innere Leben unserer Vorfahren. Im Vorstellungslieben und im Denken loh ein ins andere über, das Altüberkommene in das neue Christliche,

und diese Mischung wurde, von der Kirche meist verständig geduldet, durch die Jahrhunderte getragen.

So sind also zwei Dinge mit ihrem reichen Vorstellungslieben hier zusammengelassen, das christliche Weihnachtswunder und die Sonnenwende der Alten, die Bauern waren, und die aus der dumpfen Enge der sich verfür-

renden Dezember Tage heraus es mit Freuden begrüßten, daß die Sonne nicht noch tiefer hinabstieg, sondern sich gewissermaßen umwandte und ihr Licht und ihre belebende Kraft aufs neue den Menschen und der Erdschente, das Wunder des Lebens zu schaffen. Papst Liberius nämlich hat im Jahre 352 das Weihnachtswunder endgültig auf den 25. Dezember festgesetzt und so konnte das Geheimnisvolle beider Feste sich miteinander vermählen.

Dochtraut, für des Christkindes Spiel“ hieß es, sei das Bündel und wenn man es und den ganzen Heuberg dann verästerte, sollte das Vieh gesund bleiben. Das Heu war gewissermaßen geeignet durch des Christkindes Spiel, der ursprünglich nichts anderes war, als eines der Kofe vom Rueter-Geer. Wie sein Licht auch hier Alles und Neues ineinander über! Die Kräfte der bösen Geister suchte man auch zu brechen durch Karlen Lärm (daher der Name Weidenlärm) und durch Schießen. Also ist das Neujahrsschießen aus der Abicht entstanden die bösen Geister aus Gärten und Höfen verjähnen zu wollen. In der Gegend von Reutlingen und Ellwangen wogen die Schußknaben in der Frühe des 24. Dezember am sogenannten Glockentag, mit Glocken behängt, ritzenknallend durchs Dorf. Auch dieser Brauch wird in dem Vöhrmachten zur Vertreibung der bösen Geister keinen Ursprung haben.

Um die Bäume vor bösen Geistern zu schützen, schüttelte und wegte man sie in den Zwölfnächten oder hängte man sie mit der Peitsche, Kofpe an die Stämme, umarmte und küßte sie mancherorts oder umwickelte sie mit Strohbindern. Dieret Gurten soll ein dicker Knecht oder eine unbescholtene Magd besorgen. Der Segen konnte dann nicht ausbleiben, und im nächsten Herbst haben es die Fässer wohl kaum verstanden können. In der Badnanger Gegend legte man das Hoch in die Sonne, damit es von der in diesen Tagen besonders wohlthätigen Naturmacht der Sonne gekeuert werde und die Tiere leichter zu zehren hätten. So war in den heiligen Zwölfnächten alles voll Segen, man durfte sich nur röhren. Im Oberamt Crailsheim wollte man milden Herzens sogar auch die Ziegen und anderes Volk von den heiligen Nächten segnen lassen und glaubte, wer in der Christnacht flehte, könne im kommenden Jahr noch mehr Diebstähle unbefahren aus-

in dieser gelegenen Zeit war man auch für die eigene Gesundheit besorgt. Durch ergiebigen Trinken und Schmaufen am heiligen Abend sollte das künftige Wohlgehen der Essenden und ihr Wohlstand fürs künftige Jahr beeinflusst werden. Bekannt ist ja in Norddeutschland als heiliger Abend der sogenannte Bullbuck- oder Dickbuckabend. Auch das Vieh, an dessen Gesundheit soviel hing, sollte ehe dem am Weihnachtsabend von allen Gerichten kosten und von allem Futter fressen, ja, an manchen Orten sogar neuerlei Futter erhalten. Besonderen Segen schrieb man gekohltem Futter zu. In der Mark Brandenburg wurde das Stroh zum Häckel für die Pferde von fremden Dächern genommen. In Opelein war es üblich, daß die Knechte ein Stück Weihnachtsbraten im Stall bei Ochsen und Pferden verzehrten, um dadurch auch dem Vieh die mit diesem Braten gewonnene Gesundheit mitzuteilen.

### Die Kostage und Kosnächte

In diesen geheimnisvollen Zwölfnächten nun (die Tage gehören auch dazu), wo alles voller Wunder und Zeichen war, wo die Enge und Beschränkung des Alltags aufgehoben war und überirdische Wesen ihre Hand im Spiel hatten, mußte auch der Blick in die Zukunft offen sein. Sie neigte sich in den heiligen Zwölfnächten den Menschen und ließ sie hinter ihre Geheimnisse kommen. Vom Himmel ist des Bauern Wohl und Wehe abhängig, Sonnenschein und Regen schreiben sein Glück und Unglück. Der volle oder leere Kornboden und der hohe oder niedere Heubarn sind sein Schicksal. Die Zwölfnächte sind ihm Witterungskostage. Er macht zwölf Ringe über den Tarräumen, beobachtet an jedem Tag das Wetter und trägt seine Beobachtungen in die Kreise ein. Ein leerer Ring bedeutet einen schönen Tag. Ist der Tag schlecht gewesen, so wird der Ring ausgefüllt, nur zum Teil, wenn der Tag nur teilweise schlecht gewesen. Und so wie die zwölf Kostage werden auch die zwölf Monate des Jahres. Wenn es der Bauer von heute auch nicht immer aufführt, so beachtet er die Kostage doch aufmerksam, und man kann in unserer Zeit noch hören: „Heut' lohn' den Mai“ oder ähnlich.

Noch auf andere Art sucht man das Wetter des künftigen Jahres zu erfahren. Man fällt zwölf Zwiebeln oder auch Ruchschalen mit Salz und stellt sie an einem der Kostage miteinander auf, und je nach dem Maß der Feuchtigkeit in den einzelnen Schalen wird auch das Wetter des betreffenden Monats. Oder man steckt in der heiligen Nacht drei Messer in einen



Winternacht (Aus dem Kalender „Ruh und Leben“)

Calcutt

### Wundersame Geister und Kräfte der heiligen zwölf Nächte

Am die Zeit der Winter Sonnenwende brauten die wilden Stürme des Jahres durch die Lande, und mit ihnen jagte das wilde Geer, das Rueter-Geer, daher. Wo man an der Spitze der abgesehenen Geister, der guten und bösen, die in diesen Nächten der Winter Sonnenwende frei waren und überall ihr Wesen treiben konnten. So tummelten sich im Vorstellungslieben unserer Vorfahren unter der Enge, die das Geer sei „Gott“ langen, die Geister aus dem kurzgepeitschten Wolfenherzug der Alten, und so entstand das geheimnisvolle, wundersame Leben in den heiligen Zwölfnächten vom heiligen Abend bis zum Erscheinungsfest oder Dreikönigstag, dem „Obersten“ dieser heiligen Nächte. Und so wurde auch jene seltsame Stimmung und Luft geschaffen, die Bäume blühen und Früchte reifen, Brunnen Wein spenden und Tiere reden läßt. Wir wollen das nicht abtun sondern uns dessen freuen wie wir uns der Frühling- und Sommerblumen freuen, die unserer Welt verleihen, sie unterhaltsamer und lebendiger machen.

Nimmt es uns nun Wunder, daß man sich vor bösen Geistern, die in diesen Nächten umgingen, schühen und die guten um ihre Dienste anzufragen wollte? Man sättete die Geister, d. h. man opferte ihnen gewissermaßen, z. B. im Allgäu wurden Profamen

in den Gärten gestreut, da und dort auch andere Speisereste. Jemand anders legte man ein Büschelchen Heu oder Kehren vor die Türe und streute sie in alle vier Winde. Mit der Zeit und an anderen Orten nahmen die Bräuche auch veränderte Formen an. An gewissen Orten legte man in der heiligen Nacht ein Bündel Heu unter den



(Aus dem Kalender „Ruh und Leben“)



Brottaut, schreibt die Monatsnamen darauf wie um Leonberg oder auf das erste „Frucht“, auf das zweite „Obst“, auf das dritte „Wein“ wie um Heilbronn herum. Wenn das erste Brot rohet, erkennt man am nächsten Morgen, daß die Frucht im kommenden Jahr gut gedeiht. In der Freudenstädter Gegend halten sie einen Kessel oder eine Zwickelschale mit zwölf Weizenkörnern über ein Licht. Spritzen die Körner in die Höhe, so gibt es viel Frucht im nächsten Jahr. In der Balingen Gegend lehrt man am Vorabend des Heiligen Abends die Scheuertenne lauder. Diejenige Getreideart nun, die am nächsten Morgen von der Ober-tenne heruntergefallen ist, gedeiht im kommenden Jahr am besten.

Wenn nun der Mensch schon hinter die Vorhänge der tiefsten Naturgeheimnisse blickt, so möchte er auch sein eigenes Schicksal wissen. Man erfährt es im Oberamt Ellwangen, wenn man in der Heiligen Nacht um 12 Uhr nach an die Tischdecke sitzt und betet. Das ist aber eine kalte Sache. Einfacher ist es, im Flüster ein Gebet- und Gesangbuch aufzuschlagen. Je nachdem man etwas ausschlägt, bedeutet es Glück oder Unglück, und wenn die Trossinger Mädchen erfahren wollen, ob sie bald einer zum Traualtar holt, so schlagen sie das Gesangbuch auf, wenn der Pfarrer am Obersten die Textworte liest: „Und sie taten ihre Schätze auf.“

So war es Sitte und Brauch bei unseren Vätern. Wir heutigen haben das meiste davon verloren. Für manches ist es schade, manches hat mit der Zeit abkommen müssen. Böse Geister mögen noch in Menschengestalt unter uns umgehen, aber in der Luft haben wir keinen Platz mehr für sie. Wir glauben nicht mehr an sie. Trotzdem aber sind uns diese Dinge und Bräuche ehrwürdig an Dinerlassenschaft der Vorfahren, Zeuge von ihrem gemüts- und seelenvollen Verbundenheit mit der sichtbaren Natur und dem, was des Menschen Blicken entzogen ist. Wenn wir diese Dinge zu verstehen suchen, kommen uns die Alten in ihrer Art näher. Wir selbst fühlen uns ihnen dadurch inniger verbunden. Wir haben die Hände, die von ihnen kommen, in der Hand. Zwischen ihnen und uns gehen dann lauter gute Geister —

## Aus der Geschichte des Weihnachtsbaumes

Welcher Mensch trägt nicht die Erinnerung an der Mutter treuen Blick, wenn er in einer guten gelegenen Stunde ins Innerste hineingetroffen als eine beglückende, köstliche Gebildart durchs ganze Leben! Eine heilige Erinnerung! Sie vermag immerdar sein Herz zu erwärmen und die Augen hell zu machen. Sie leuchtet wie eine Kerze, die nicht abrennt, und keine Welle des Unglücks und kein Sturmwind des Lebens vermögen sie auszulöschen. Sie ist das Sinnbild des Ueberirdischen an die nicht hin kann, was von dieser Erde ist.

Und welcher Mensch rächtete nicht aus der Hast und Anruhe aus dem Leid und aus der Ungewissheit der Zeit in des Weihnachtsbaumes Lichtkreis! Jenseits aller Anruhe des Tages, alles Leides und aller Not dünkt er und eine Freistätte der Seele zu sein, unerschütterbar den Widen und Widerwärtigkeiten der Zeit. Der entlastete Mensch läßt sich glücklich. So ist der Weihnachtsbaum und sein Lichtkreis auch ein Sinnbild dessen, was über der Welt und ihren Unvollkommenheiten steht.

Und doch ist dieser Weihnachtsbaum noch gar nicht alt. In vielen Gegenden Deutschlands ist er noch recht jung. Noch lange bestand auch da und dort der Brauch, nur einen Tannenzweig in einer Ecke der Stube aufzuhängen, eine uralte Sitte. Erst in den letzten Jahrzehnten vor 1900 hat sich der Weihnachtsbaum vollends die Herzen und Stuben der Leute erobert. Aber trotzdem ist das, was aus dem Weihnachtsbaum zu uns spricht, und was in seinen Lichtern uns entgegenleuchtet alt — uralte.

Schon vor vielen vielen hundert Jahren pflegten unsere Vorfahren zur Zeit der Winter Sonnenwende da nach uraltem Volksglauben die Heerscharen der bösen und guten Geister frei waren und geheimnisvoll durch die Luft zogen frische grüne Tannenzweige oder Fichtenzweige an die Türen ihrer Hütten oder an die Gattersäulen ihrer Höhle zu stecken. Diese Sitte ist also heidnisch-germanischer Ursprungs. Sie lebte wohl in christlicher Zeit bis beinahe in unker Zeit herein fort und wurde da und dort wie wir oben hörten, erst vor wenigen Jahrzehnten durch den Christbaum abgelöst hatte aber ursprünglich mit dem Weihnachtsfest noch nichts zu tun auch in christlicher Zeit noch lange nicht. Im Gegenteil der grüne Zweig sollte eben wie der Paratanzweig Leben und Gesundheit bringen und man wehrte sich auf kirchlicher Seite dagegen. In einem einst vielgelesenen und heute noch vielberühmten Buch von Sebastian Brant „Das Narrenschiff“ in dem die Torheiten der Welt gerühelt werden und der Aberglaube verspottet wird heißt es:

„Denn wer nicht etwas Neues trägt und um Neujahr nicht Singens pflegt und Tannenzweig steck ins Haus, der meint er leb das Jahr nicht aus.“

Und der berühmte Straßburger Kanzleiedner Geiler von Kaiserberg bekämpfte diesen Brauch als unchristlich und forderte um 1500 herum seine Abschaffung; denn es ziemte sich nicht, Weihnachten so wie die Heiden zu feiern, „elliche“ mit tanzen und springen,

Feimatgeistes, und ehrfurchtmeid gedenken wir der Feierlichkeit und Feinheit, die geheimnisvoll und wunderbar in allen heiligen Zwölfnächten zwischen Erd und Himmel wohnt und auch heute noch weht als Erde und Vermächtnis der Väter — auf altheiligen Zeiten.

andere mit stechen, andere mit dornreich in die Stuben legen, andere, daß sie einander gaben schiden, lebluchen, wein etc.“ So unwert ist also um 1500 herum das grüne Tannenzweig, das uns Augenweide und Herzensstreu ist und bei dessen Anblick auch in den Augen Erwachener das Leuchten wieder ausbleibt, das einst die Kinderaugen glänzen machte.

Trotzdem berichtet hundert Jahre später ein Buch: „Auff Weihnachten richtet man Tannendäume zu Straßburg in den Stuben auf. Daran hende man rothen auf vielartigem Papier geschnitten Kegel, Oblaten, Zischgold, Zucker.“ Und abermal 1 1/2 Jahrhunderte später, so um 1750 herum bekommt der Weihnachtsbaum Lichter und tritt immer mehr in den Mittelpunkt des Weihnachtsfestes. Erst fand der Brauch in protestantischen Ländern Eingang und Verbreitung und in Reichshäusern, erst später in katholischen Gegenden. Heute ist er überall Freund. So begrüßen wie in ihm freudig ein gemeinsames christliches Festzeichen, das uns außerdem Sinnig mit unserem grundgemeinsamen Boden, den Sitten und Bräuchen unserer germanischen Vorfahren, verbindet. Der Weihnachtsbaum selber ist immer auch ein

wichtiger Gegenstand des Christmarktes gewesen, und ganze Wagenladungen junger grüner Tannen fahren aus dem weihgeslochten, weihnächtlichen Winterwald den Städten zu. Auf dem Lande bestand früher die Sitte, daß der Hausvater selbst seinen Weihnachtsbaum im Walde holte zu abendlicher Stunde auf dem Rücken der sich schneebedeckten Wiesen und Felder herzutrug und auf den Weihnachtsstisch seiner Kinder stellte. Diese Sitte hätte man nicht untergehen lassen sollen. Dieses Christbaumholen hatte mit Stehlen und Fortstehlen oder wie es Herren am grünen Tisch heißen mögen nichts zu tun. Solches Christbaumholen war eine feierliche, geweihte Handlung, worauf der Segen heiliger Zeiten und ihres Geistes ruhte.

Die verbreitetsten und beliebtesten Schmuckstücke des Baumes sind ursprünglich Kegel und Käse, rotbackige Kegel gewissermaßen die freundlichsten Früchte, die schönsten Zeugnisse des Jahres, die Käse vielfach vergoldet, in ihrem mahnhaltigen Vorkommen die Sinnbilder der Fruchtbarkeit. Zum Christbaumschmuck gehören noch die Sprünge, auch sie eine Erblichkeit aus der heidnisch-germanischen Vorzeit, da man um die Winter Sonnenwende liches Gebäck in verachtbaren Formen, namentlich Tierformen herstellte. Um die Winter Sonnenwende! Ursprünglich wurden bei den Opferfeiern dieses Festes die Tiere selbst geschlachtet und verzehrt, später wurden sie gewissermaßen in Gebäck dargestellt und gegessen, als sogenannte Christbaumgebäck. Aus jener Zeit stammt auch das Schindrot, wohl auch ein Gebäck für die festliche Sonnenwende, von der auch



Zeichnung von Grimm-Sachsenberg



Christmette

von W. Döbler (Wawaria-Verlag München-Gauting)

[Die Neigung zur Schmauserei auf unser Weihnachtsfest übernommen worden sein mag. In der Nordseegegend heißt der Weihnachtsabend geradezu der Wulfbußabend, und in Altbayern mußte immer ein Weihnachtsfest oder „Mettenbär“ d. h. ein festes Schwein geschlachtet werden.

Die Gebäckbrote nun erhielten sich in der christlichen Zeit noch lange so daß die christlichen Missionare dagegen ankämpften. Unter diesen Gebäckbrotten mag das Rogg Wodans an erster Stelle gestanden sein als „Sprünge“, und seinen Namen allen den mannigfaltigen Backwerken gegeben haben. Die später an den Christbaum gehängt wurden, den Schafen und Kammern, den Böcklein und Hündlein den Engeln und den Sternen, den Sonnenringen und den Blumenkörblein.

Jedoch das, was den Weihnachtsbaum unseren Herzen so nahe bringt und ihn zum liebewarmen Mittelpunkt unserer Familien am Weihnachtsfest macht, ist der Weihnachtsbaum durch seine Lichter geworden die erst als lechter und schönster Schmuck an den Christbaum gekommen sind, die Lichter, die tausendmal heller und wärmer strahlen als alle elektrischen Vogenlampen und in den naheinander entzündeten vier Lichtern an dem in den letzten Jahren zu weiter Verbreitung gekommenen grünen Adventskranz freundliche Vorgänger gefunden haben. Der wunderbare Glanz der Christbaumlichter, die freundlichen Vorstellungen von köstlichen Gaben und herzklopfenden Ueberraschungen und die Verbindung mit dem christlichen Inhalt des Weihnachtsfestes haben jenen Zauberkreis um den Weihnachtsbaum geschlossen, der uns über alle Last des Tages hinweg den befreienden, beglückenden Atemzug tun läßt, der die Stunde um den Weihnachtsbaum so einzigartig und köstlich macht.

## Christmette

Von Lorenz Strobl

Am elften läuten die Glocken zum erstenmal die Metten ein. Die Kerze holen aus dem Kofhflak die Laternen. Der Bauer und die Dirnen richten sich zum Kirchengehen. Die Fuchelhauben werden ins Gesicht gezogen, dickwollene Tücher um den ledernen Kofhflak gewunden und bald nach gleich Zerlichtern im Moor, auf den verschneiten Feldern, negen rote Sternelein durch das dicke Flockengewölke hin und her. Die Bäuerin schiebt als Haushälterin den hölzernen Kiesel vor die Tür und läßt in der Nacht das Werken an.

„Zwölft . . .“, da heben mit einem Male alle Glocken in der Kunde das Läuten an. Der Wind hält mit seinem Schmauser aus und horcht andächtig zu.

Heilige Nacht.  
Der Hauptlehrer bläst sich schnell noch drei, viermal in die blauegehornten Hände. Dann aber greift er in das Werk, daß die Orgel bedient. Das ganze Kirchertlingling und singt im Richteramt der Kerzen und Wachstößelein, die in den Bestühlen brennen.

„Ghre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

Eine wunderschöne Predigt hat der alte grauhäutige Pfarrer seiner Dorfgemeinde gehalten vom armen Kind im Krippelstein.

Der letzte Segen war schon lang vorbei. Die Altarlichter verlöschen und doch sind die Leute nicht aus der Kirche gegangen, bis der alte Pfarrer zum Weihnachtsliede eingestrichelt. Und alle Bauernburschen und Bauerndiener haben mit hellen Stimmen gesungen:

„Stille Nacht, heilige Nacht  
Alles schläft, einsam wacht . . .“

Mäuselstod ist es da auf einmal geworden, als ob Christengel durch das Dorfstrichel fliegen würden. Sogar das Schmeuzen und Husten hat aufgehört. Den alten Bauern gehen die Augen über . . . wie wir mal so jung in die Metten gegangen sind . . . Die Bäuerinnen wischen mit den weißen Tücheln . . . es war so schön als Kinder . . .

Die Kleinen singen ihre Strophen zu End. Die Wachstöße verlöschen. Der letzte Orgelton verklingelt sich „hulchi, kati“ hinterm Hochaltar.

Der Herr Hauptlehrer schlägt im Freithof den Manteltragen hoch, zündet sich für den Heimweg ein Christkindzigarret an, schlüpft in die warmen Häutling und geht mit dem Herrn Pfarrer die Dorfstraße hinunter. Der Redner-Rinderl sperrt mit dem großen Schlüssel die Kirchentüre zu und die Kleinen Lichtlein von den Laternen hüllen über die Felder wieder heimzu.

Da wartet die Mutter schon in der wackerwarmen Stube. Auf dem Tisch dampft die Mettensuppe, eine Wotsuppe in Gansfett herausgelotten, so daß dieselbe ganz heiß ist vor lauter Fett und Gansfett. Nachher werden Ueberwürst und Schweinebraten aufgetragen. Das wärmt mit einem Glaserl Exan die Körper richtig auf. Nach dem Essen geht es dann ins Bett.

Der Jägerloß schickt von der Waldhütten aus noch einen Schuß über das Donibauernholz. In Alenham drunten schlagen die Hofsunde an. Dann ist es stad und ruhig.

Eine Sternschnuppe saust über der Kirchturnspitze zur Erden herunter. Es wird wohl nicht ein Engel vom Himmel gefallen sein! — —

Bergsagen im Auftrag der K.B. Postle Württemberg von Hans K. v. D. (1888 a. D.)